Die Stadt am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573537

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ein Mädchen der zweiten Klasse unterbrach die Stille und sagte schüchtern: „Er wird...“

„Was wird er, Pauline?“

Das Mädchen begann wieder: „Er wird...“ und brach dann in Schluchzen aus.

Der Lehrer sah sie eine Weile an und stellte die dritte Frage: „Wißt ihr jetzt, warum Schanniggel nicht wollte, daß ihr Krieg spieltet?“ Kein Laut; ich glaube, wir schämten uns unserer heldenmütigen Schneeschlachten.

Darauf schloß der Lehrer die Stunde, indem er mehr zu sich selber als zu uns sagte: „Ja, der Krieg muß etwas Unmenschliches sein, wie sonst könnte er uns die Heimat zum Grausen machen!“

Die Stadt am See.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

(Fortsetzung).

Virginia wandte den Blick von dem starren Antlitz Weißlings ab und wanderte über den Frühling der Gräber zurück in die Stadt.

Dort rauschte das Seewasser im schweren Wellengang; der Föhnwind blies die Wasser durcheinander und wühlte auf, was auf dem Grunde schlief, und schaffte es empor an die krause Fläche, sodaß sie ein trübes, gelbes Aussehen bekam und aufklatschend am Ufer zerbrach. Die Berge standen in einer veilchenfarbenen Beleuchtung klar um den See und schienen nähergerückt zu den Menschen, an ihre Wohnungen heran.

Sie hatte keine Zeit, sich lange aufzuhalten und hierhin und dorthin zu schielen. Es war bald Mai. An den Bäumen drängten die Knospen aus den braunen Kelchen, und der Flieder in den Gärten stand im jungen Laube. Ihr Haus stand fertig auf dem grünen Wieslein, ihr Haus aus Stein, daran keine Täuschung war, daran kein Schein geduldet wurde. Sie sprang in den nächsten Tramwagen, um schneller heimzukommen.

Ueber Lindenberg blaute der Frühlingshimmel in einem tiefen wie vom Tau gedämpften Glanze. Der Föhn blies immer noch in das Land und leckte an den Bergen den Schnee fort, bis seine Zunge im Eise der Gletscher und Firne erstarrte. Wie frisch geputzt sahen die Häuser aus in der hellen Frühlingssonne und spiegelten sich in den Wellen. In den Baumanlagen der Stadt waren Blätter aus dem kahlen Holzwerk gewachsen, und allerlei Ziersträucher streckten schwefelgelbe Blütenreiser aus. Der See schlug rauschend an die Ufermauern an und schleuderte seine Wellen hoch. Tief griff der Föhn hinein in die Wassermengen, ballte sie zusammen, als wolle er einen Wellenberg auftürmen, und trieb sie wieder auseinander, sodaß sie schäumend sich überpurzelten, wieder aufrichteten und gegen das Ufer rollten. Kein Nachen wagte sich hinaus auf die erregten Fluten. Die kleinen Dampfschiffe allein stampften mutig durch die wilden Wellen, ließen sich von ihnen hochheben und hin- und herwiegen und schnitten mit dem scharfen Kiel eine tiefe Furche in das Wasser ein, das in breitem Schaumschweif den vorwärtsstampfenden Schiffen folgte.

Hoch über Lindenberg ragen die Doppeltürme, und Kirchen und Kapellen grüßen von den Höhen. Durch die Stadt fließt das Wasser, das aus dem See kommt, und eilt in eine Gegend, deren Hügel mit kurzen gedrungenen Weinstöcken bepflanzt ist, daran eine kleine würzige Traube reift. Aus dem Wiesland und dem Walde kommt ein anderes Wasser, fließt dem See entlang und gleitet durch die Stadt, sanft und mit kleinen, kaum atmenden Wellen, und wird wild und schäumend, wenn der Schnee in den Bergen zu tauen beginnt und der Frühling im Lande ist. Dann steht es auf an seinen Ufern und überbordet sie und leckt empor zum Walde und schwemmt fort, was ihm den Weg hemmen will oder die Lust, sich auszubreiten, und eilt, um sich selbst das Bachbett zuzumessen nach seinem Bedarf. Alle Wasserkräfte, die des starken Flusses und die schnellen des andern, hat sich die Stadt und die darin wohnen nutzbar gemacht. Vielerlei Industrie dehnt sich aus an den Ufern, und Räderwerke schaufeln das Wasser auf, schleudern es von Speiche zu Speiche, bis das Riesenradwerk, von dem Wasser überspült, sich schwerfällig und knirschend dreht. Schornsteine ragen hoch, und in bunten kleinen Automobilen werden die Zeitungen durch die Straßen zu den Ablagen getragen.

Das saust und braust und zischt und dröhnt und gibt keine Ruhe. „Arbeit! Arbeit!“ schreit es aus allen Betrieben, aus allen Fenstern, aus dem Surren der Maschinen und dem Stampfen der Walzen. „Arbeit! Arbeit!“ leuchtet es auf den Gesichtern der hastenden, eiligen Menschen, die es vorwärtstreibt wie das Stromwasser vorwärtsgetrieben wird von neuen, drängenden, sich nachschiebenden Massen. „Arbeit! Arbeit!“ keucht es aus den Fabrikschloten und schrillt aus den Dampfpfeifen. Schwarze Rauchwolken werden mit ausgestoßen und steigen hoch in die Sonne. „Arbeit! Arbeit!“ Diese Losung hatte die Stadt ausgegeben und den Menschen entgegengehalten, die in ihre Mauern kamen. Arbeit, bis der Schweiß aus den Poren quoll, die Handflächen schwielig wurden und die Backenknochen spitz und fleischentblößt aus den Gesichtern standen. Da war ein Uebermaß von Arbeit aufgestapelt, das Menschenhände bezwingen mußten.

Da wäre die Arbeit zur Fron geworden, wenn nicht der Frühling gewesen wäre, der blau und leuchtend am Himmel stand, eine warme Luft herbeiwehte und Blumen aus dem Grase lockte. Wie ein Taumeltanz sah sich das Leben an, wie ein sinnloses Ausgeben von Schweiß und Kraft, ohne Ruhe, ohne Anmut und ohne Zeit, um dem Schlafe einen Traum zu gönnen.

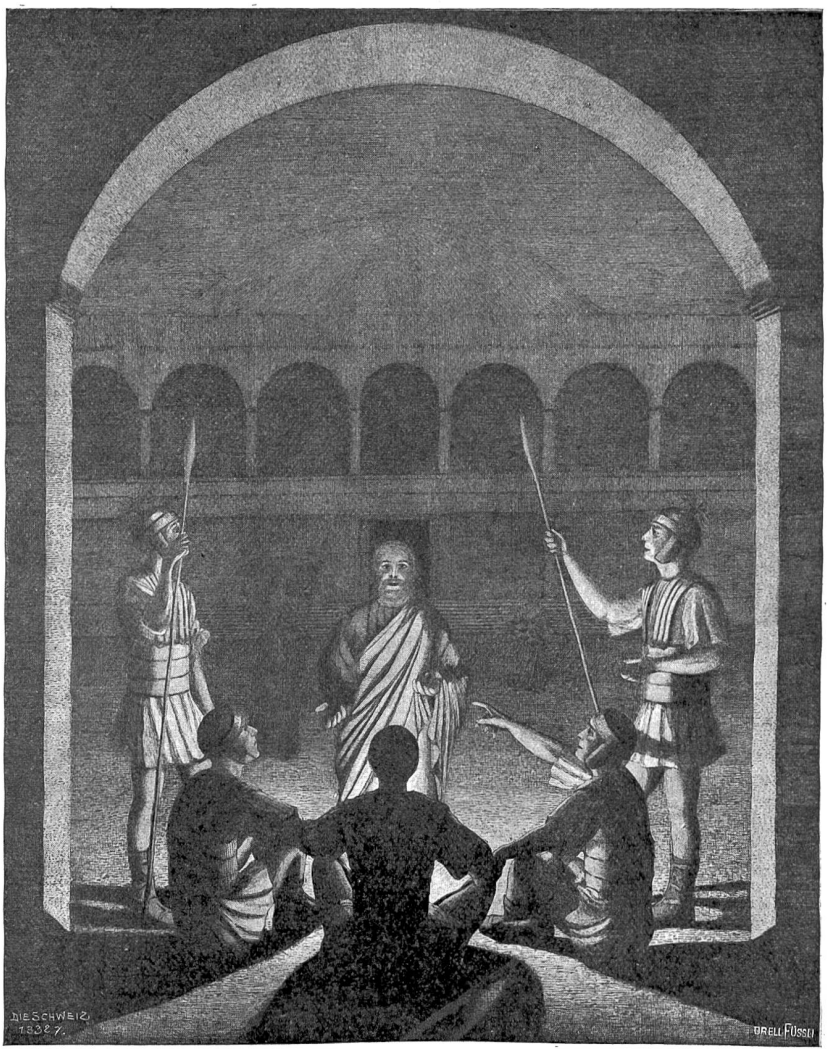
„Erwerb!“ knirschte es unter den Rädern, darin die Lastwagen hingen, „Erwerb und Gewinn!“ Wie eine Geißel mit eisernen Zwicken peitschten diese Worte die Menschheit auf, trieben sie in den Beruf, in die Werkstätten und die Fabriken, auf die Bauplätze und in die Erde hinein, um den Gewinn aus ihrem Innern zu heben. „Erwerb! Gewinn!“ Zischend sauste die Geißel über die Köpfe der Menschen und lehrte sie, die Berge durchhöhlen, und trieb sie an, Schienen die Berge hinauf zu legen, darauf Wagen hinauf- und herabsausten, um die einen bequem auf den Kulm des Berges, die andern hinab in die Stadt zu fahren.

Zuweilen geschah es, daß ein Mensch an dem Wagengerassel vorbeiging, mit Augen, darin ein Fieber glühte, das lodernder brannte als das Fieber einer Krankheit; denn dieser litt am Fieber der Seele. Sein Wollen reichte zu den Sternen, und was sein innerer Blick ermaß, wäre wert gewesen, sich zu einem Gebilde in Wort oder Ton oder Farbe zu gestalten. Dazu fehlte die Zeit. Der Leib bedurfte der Speise, der Kleidung; er bedurfte eines Obdaches. Das mußte er erraffen, und das Leben nahm ihm seine Stunden, seine Tage, die er mit Träumen ausfüllen wollte, und legte ihm den Arbeitskittel um die Schultern und zwang ihn, seinen Traum zu lassen und dem Erwerb, der Erhaltung seines Lebens zu dienen.

Nur die Starken wuchsen unter den Lasten; nur die Riesen verstanden es, ihren Traum aus der Fron der Arbeit zu retten und das zweifache Werk zu schaffen: Speise, Kleidung und Obdach dem Leibe, der Seele das geschaute Gut. Die Schwachen wurden zerrieben von dem eisernen Gebot, das in den Mauern der Stadt galt und jeden zum Erwerb zwang. Die Schwachen wurden niedergestampft von den Massen, die hinter ihnen standen und nicht warten konnten. „Arbeit! Erwerb! Gewinn!“

Die kleinen Vögel zwitscherten in den Zweigen. Sie zwitscherten sorglos und froh. Ihr Nest hing hoch im Geäst der Bäume, dort, wo zwischen Stamm und Ast ein sicheres Versteckchen lag. Sie hatten sich das Nestlein aus Halmen und Heu zusammengetragen. Auf den Feldern hatten sie davon gefunden, in den Straßen und in den Gärten. Würmer gab es genug zur Speise in der braunen Frühlingserde, und die Mücken tanzten ihren lustigen Reigen dicht vor dem aufgesperrten Vogelschnabel. Die Luft war lau und weich und hatte sich sattgetrunken an den duftenden Blumenkelchen. Zwitschernd sangen die Vöglein in den Abend hinein; denn sie wußten nichts von der Not, die den Menschen zum Erwerb peitschte. Sie kannten nichts von den Sorgen, die den Menschen antrieben, Geld zu erraffen und es zu Haufen aufzuspeichern, damit er im Alter davon zehre, wenn die Kraft in seinen Muskeln eintrocknete und die Sinne nicht mehr so beweglich waren, um den Kampf mit der Jugend zu wagen, mit den drängenden, nachschiebenden Massen, hinter denen wieder andere standen, die nach ihren Plätzen strebten. Da konnte es geschehen, daß ein Alter, der noch rüstig seinen Platz ausfüllte und seinen Gewinn einstrich, von den Männern gehaßt wurde und von der Jugend sich höhnisch mußte bedeuten lassen, andern nicht länger das Aemtlein vorzuenthalten, darin er behäbig und fett geworden war.

„Arbeit! Erwerb! Gewinn!“ Mit granitenen Kentaurenhufen stampften diese drei Worte den Leuten zusammen, was an Scham und herzlichem Wesen an ihnen hing wie ein Mantel aus altväterischer Zeit. Geld rollte von Hand in Hand



Gottardo Segantini, Maloia-Rom. Da leugnete Petrus abermal, und alsobald krähte der Hahn (Ev. Joh. XVIII 27) — Radierung.

und wurde zu Haufen getragen und wuchs zu Bergen an und glänzte und gleißte und lockte die andern zu eifrigem Schaffen an. Das war der Gewinn, den der Schweiß abwarf, den die Schwielen errafft hatten und den das Gehirn ansammelte, um ihn von neuem kreisen zu lassen, von Hand in Hand. Ueberall tobte der Kampf um Geld und um die Erhaltung des Lebens. Darüber wurden die Menschen müde und abgenutzt. Sie wurden kalt, gehässig und grausam gegeneinander und wurden schlau und ausgeklügelt in der Kunst, einander auszubeuten und herauszufinden, wo einer von ihnen im Jammer saß, der Talent oder Begabung hatte und ihnen dienen konnte. Den hoben sie aus seinem Jammer heraus, nicht aus Mitleid, nicht aus Liebe, nicht aus Barmherzigkeit; denn das Mitleid, die Liebe, die Barmherzigkeit hätten sie gehindert im eifrigen Bemühen, Geld auf Haufen zu tragen und ihren Vorteil zu wahren...

Virginia bog sich weit zum Fenster ihrer Kammer hinaus. Sie hatte den Hut abgeworfen und sich die vom eiligen Gang feuchten Haare von der Stirne zurückgestrichen. Ihre Augen waren über die Stadt gewandert, hatten hierhin und dorthin geblickt und nach der Güte in den Herzen der Menschen geforscht.

„Davon wollen sie nichts wissen," murmelte sie, „das hindert die Leute im Vergnügen; das stört sie im Erwerb, nach ihrer Meinung!" Virginia breitete die Arme aus nach der Stadt. „Einmal kommt ein Tag," hauchte sie, „da herrscht die Seele. So hat die Mutter geträumt..."

Ihre Augen wanderten von Kirchturmspitze zu Kirchturmspitze, von Kapelle zu Kapelle und hafteten auf den Häusern, die sich die Hügel hinanziehen und aus sprossendem Grün hervorschauten. „Dann herrscht die Seele!" wiederholte sie. Ihre Blicke schweiften über das kompakte Häusermeer der Stadt, das sich zwischen See, Fluß und Bach auf flachen Landstreifen zusammendrängte. Es fiel ihr ein, wie gefährlich Worte werden konnten, wie sie zu allen Zeiten verdreht und mißdeutet worden waren. „Was ist aus Worten gemacht worden im Laufe der Zeiten, welche Heere von Menschen mußten um Worte ihr Leben lassen!" Sie erschauerte, als ihre Gedanken sich in dieser Richtung verloren. Wozu würde das Wort von der Güte mißbraucht werden, was konnte daraus entstehen?" Dem Mädchen pochte das Blut heftig gegen die Schläfen. Einen Augenblick überwältigte sie die Angst vor der Verantwortung für fremdes Schicksal. Einen Augenblick erschrak sie über die Kühnheit, mit der sie herausgetreten war aus dem gewöhnlichen Verlauf eines Mädchendaseins. Ihre Hände begannen zu zittern; sie verschränkte sie fest über ihrer Brust. „Ich will durch Handlungen wirken; Handlungen sind nicht zu mißdeuten," sagte sie und trat vom Fenster zurück.

Sie fühlte wie etwas von ihr abfiel, was sie bis jetzt mit Sehnsucht bedrängt hatte, mit dumpfem Suchen und Wünschen nach etwas Unbekanntem, ihr Fremdem. Ihr Herz klopfte ruhig und gleichmäßig. Die Angst verlor sich, und aus dem dumpfen Suchen und Wünschen stand ihr Ziel klar vor ihr, wie etwa ein sonnbeschienener Grat aus dem Nebel den Wandernden verheißungsvoll vorleuchtet.

„Das Geigerlein ist unser erster Gast," sprach sie, froh, daß der erste, der ihrer Hilfe bedürftig, ein Musiker war, einer, der es verstand, seine Seele in Wohllaut auszuströmen. Halb unbewußt drängte sich ihr dabei die Erinnerung an Weißling auf, sodaß sie es als eine besondere Gunst des Schicksals empfand, dem Geigerlein zu dienen und ihn stark für das Leben zu machen...

XIV.

Therese ging am Arme Grundbackers durch die Straßen. Sie war seine Frau geworden, hängte sich fest in seinen Arm und versuchte ihre zierlich trippelnden Schritte nach seinem hinkenden Gang zu richten. Dort, wo die Luxusartikel ausgestellt waren, blieb sie stehen, musterte eine Sekunde lang die Auslage und sah strahlenden Blicks zu Grundbacker auf. Der lachte leise. „Es ist gut, daß mein Geschäft hohe Zinsen abwirft," schmunzelte er. „Du Süße würdest bald mit dem Geldhaufen fertig, wenn ich ihn nicht von neuem türmen könnte!"

Therese schmollte ein wenig, tat, als wolle sie an dem Laden vorbeigehen, und wandte ihr Köpfchen unruhig bald links, bald rechts. „Ja, in Paris," rühmte sie, „da waren die Sachen teuer!"

Als Grundbacker an seine Hochzeitsreise erinnert wurde, war sein Widerstand vorbei. Das war eine so herrliche Freude gewesen, dieses schöne Persönchen sein zu nennen, das war ein Triumph für ihn gewesen, wenn aller Augen sich nach seiner Therese drehten und die Männer sich über den Schnauzbart strichen. Sie gehörte ihm! Darum freute es ihn, wenn sie bewundert wurde, und wie andere ein kostbares Bild, ein seltenes Prunkstück gerne zeigen, so hatte er es mit seiner Therese.

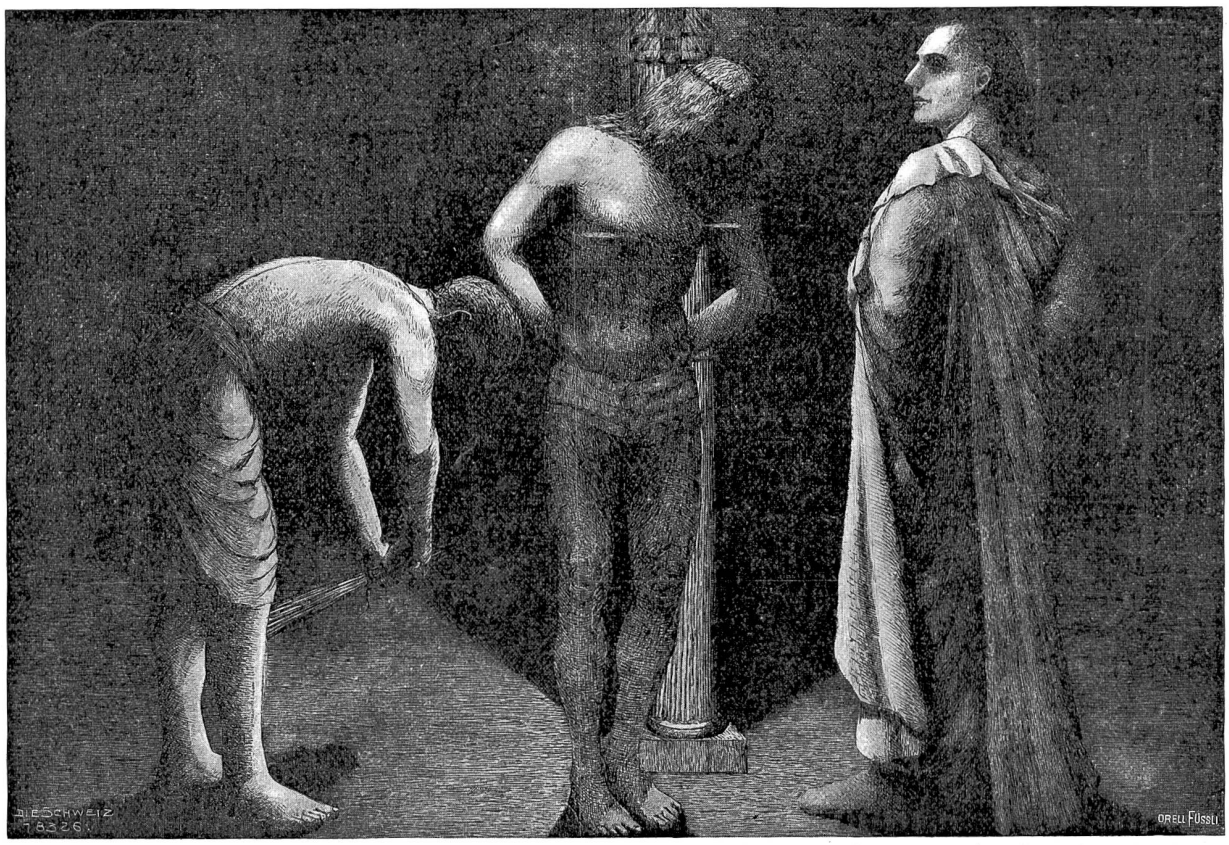
„Kaufe, was du willst!" erlaubte er und kehrte mit ihr zurück zu einem der Schaufenster, darin die perlengestickten Schleier hingen und in einem satten tiefen Goldtone die Brokate ausgebreitet lagen.

Es dauerte lange, bis sie gewählt hatte, und Grundbackers Fuß begann von dem langen Stehen zu schmerzen. Unruhig stapfte er hin und her.

„Therese!" rief er endlich, bezahlte, was sie eingekauft hatte, und schob sie aus dem Geschäft hinaus auf das Trottoir. Draußen winkte er seinem Automobil; denn er wußte nun schon aus Erfahrung, daß dieser Einkauf nur die Einleitung bei ihr zu vielen Einkäufen war. Wenn Therese im Kauffieber war, blieb keiner der eleganten Läden von Lindenberg unbesucht.

„Dem muß ich vorbeugen," dachte er, „sonst muß ich ein Warenlager aus meinem Hause machen oder ein Kleidermagazin. Beides paßt mir nicht; denn ich handle mit Kunststein und nicht mit Weiberfirlefanz." Laut sagte er: „Therese, liebste Frau, wir wollen in den Frühling fahren!"

„Wohin?" fragte sie neugierig und betrachtete



Gottardo Segantini, Maloia-Rom. **Geißelung Christi.** Radierung.

mit den Augen eine Hutauslage, die im gegenüberliegenden Schaufenster prangte. Grundbacker folgte ihren Blicken. „Rate!" antwortete er schlau.

„Ich möchte..." sagte Therese und bog ihr Hälschen weit vor in der Richtung der Hutauslage.

„Ich weiß es," rief Grundbacker, „du möchtest dich einer Freundin zeigen!"

„Das nicht," widersprach sie schnell, „dazu ist immer noch Zeit!"

„Wir fahren zu den Arnolds; ich möchte das Trutzhaus mir ansehen, das dein Vater gegen meine Firma gebaut hat!"

Das Automobil war herangefahren, und mit Geschick hob Grundbacker die Widerstrebende hinein, setzte sich neben sie und gab das Zeichen zur Abfahrt. Das war so schnell geschehen, daß Therese keine Zeit fand, sich dagegen zu wehren. Ihrem Willen war Gewalt geschehen! Grundbacker hatte sie überrumpelt. Sie rückte ein wenig von ihrem Manne fort. Der aber verstand es so gut, sie für die Aussicht, von Virginia beneidet zu werden, einzunehmen, daß ihre Verstimmung bald verflog.

„Sie wird staunen, daß du einer Pariserin gleich siehst in der Eleganz!" sagte er. Diese Schmeichelei wirkte und blies den letzten Hauch von Unmut aus Theresens Gesicht. (Schluß folgt).

Zu den Bildern von Gottardo Segantini.

Die hier wiedergegebenen Werke von Gottardo Segantini, dessen an dieser Stelle schon öfter und eingehend gedacht wurde*), entstammen einer kleinen Kollektivausstellung, die zurzeit in Zürich des Künstlers neueste Arbeiten vereinigt. Veranstalter dieser Ausstellung ist der neu eröffnete Zürcher Kunstsalon Bollag, dessen Leitern daran liegt, in den schönen, lichterfüllten Räumlichkeiten ihres Institutes schweizerische Künstler in ausgiebiger Weise zum Worte kommen zu lassen, wobei besonders solche, die im Ausland weilen oder denen man auch sonst nicht alle Tage bei uns begegnet, in verdankenswerter Weise Berücksichtigung finden. Gottardo Segantini weilt seit Jahren in Rom, und Rom hat ihm auch fast durchweg das Material zu den gegenwärtig ausgestellten Werken geliefert. Als bedeutendste Ergebnisse der Römerjahre sind zwei große Bilder zu nennen, eine schönlinige Venus und ein mächtiges Campagnabild, das besonders durch den Versuch, den grandiosen ewigen Rhythmus jener gigantischen Landschaft wiederzugeben, interessant ist. Diesen schließen sich ein farbig fein empfundenes Stillleben, ein frisches Blumenstück, einige Landschaften und eine Reihe lebendig hingemalter Bildnisse an. Als Ganzes eine farbige, für so kurze Zeit erstaunlich reiche Kollektion. Für die Landschaft, die Wiedergabe der freien Luft, bedient sich Segantini der feinen vibrierenden Technik seines Vaters, ohne jedoch dessen divisionistischen Prinzipien durchaus zu folgen, während die Porträte und Interieurbilder einen breiten, glatten, flächigen Vortrag zeigen. Auch der Versuch, beide Malweisen in ein und demselben Bilde zu vereinigen, ist da, z. B. im Venusbild, doch nicht zum Heile der stilistischen

*) Vgl. „Die Schweiz" XIII 1909, 201. XIV 1910, 139 ff. XV 1911, 568/69. XVI 1912, 41.